

Gastkolumne

Unser
Trilemma
in der
EU-Frage

Demokratie, Souveränität oder
wirtschaftliche Globalisierung?
Alles gleichzeitig kann kein Land
haben – auch die Schweiz nicht



Caspar Hirschi

Wir können nicht gleichzeitig Demokratie, nationale Selbstbestimmung und wirtschaftliche Globalisierung betreiben.» In diese Worte fasst der Harvard-Ökonom Dani Rodrik das Trilemma westlicher Staaten. Nach ihm lassen sich nur zwei der drei Dinge verwirklichen. Das dritte muss geopfert werden. Will ein Land demokratisch und souverän sein, muss es die Globalisierung zurückdrängen; will es globalisiert und demokratisch sein, muss es die Souveränität aufgeben; will es globalisiert und souverän sein, muss es die Demokratie einschränken. Für Rodrik besteht das Trilemma seit dem 19. Jahrhundert, ist aber heute, im Zeitalter der «Hyperglobalisierung», grösser denn je. Als Beispiel führt er die EU an, die er als Labor der Hyperglobalisierung im Kleinen betrachtet. Tatsächlich hat die EU, wie zuletzt die Griechenlandkrise gezeigt hat, neben der Selbstbestimmung der Mitgliedstaaten auch den Spielraum für demokratische Politik geschmälert. Damit aber, so ist gegen Rodrik einzuwenden, entschärft sie das Trilemma zugunsten der wirtschaftlichen Integration. Will man es in höchster Spannung sehen, muss man ein anderes politisches Gebilde anschauen: die Schweiz. Kein Land der Welt hat das Trilemma derart auf die Spitze getrieben wie die

Schweiz. Wir bilden uns ein, alles zugleich zu haben, direkte Demokratie, nationale Souveränität und globalisierte Wirtschaft, und dazu führen wir seit Jahren einen politischen Tanz mit den unglaublichsten Verrenkungen auf. Nun aber hat uns die EU die Musik abgedreht. 2019 könnte das Jahr werden, in dem die Schweiz das Trilemma überwinden muss. Das ist eine gute Nachricht. Warum? Seit der Ablehnung des EWR-Beitritts 1992 ist das Trilemma in der Schweiz aufs Engste mit der Europafrage verknüpft. Dabei klafften politische Praxis und politische Diskussion weit auseinander. In der Praxis herrschte das Prinzip der zögerlichen Annäherung an Europa, die aber stets nur so weit gehen durfte, dass der Schein der Souveränität gewahrt blieb. Also lieber autonomer Nachvollzug als aktive Mitgestaltung. Es war Trilemma-Politik als Eiertanz. In der Diskussion dagegen ging es stets um alles oder nichts. Die Europa-Abstimmungen kamen und gingen, und jedes Mal warnten die einen vom nationalen und die anderen vom wirtschaftlichen Untergang, wurden die Schreckgespenster der Fremdherrschaft und der Selbstabschottung gegeneinander in Stellung gebracht. Es war Trilemma-Politik als ewiggleiches Sich-auf-die-Füsse-Treten. Bei allen Diskrepanzen hatten Praxis und Diskussion eine zentrale Gemeinsamkeit: Man tat so, als gäbe es kein Trilemma. Lieber verrenkte man sich in der Schweizer Politik bis zur Unglaubwürdigkeit, wie zuletzt bei der Masseneinwanderungsinitiative, als die Initianten vor der Abstimmung verkündeten, man könne die Personenfreizügigkeit abschaffen, ohne die bilateralen Verträge aufzulösen, und ihre Gegner nach der Abstimmung unterstellten, man könne eine faktische Nichtumsetzung der Initiative



Das Beispiel der Briten soll uns als Warnung dienen, wie man endet, wenn man zu lange Trilemma tanzt: äusserlich zerzaust und innerlich zerrissen.

beschliessen, ohne die direkte Demokratie zu beschädigen. Nun liegt die Vorlage für das Rahmenabkommen auf dem Tisch, und der Raum für Realitätsverweigerung schrumpft. Dank dem Druck der EU und der Reaktion der SP wird das Trilemma endlich thematisierbar. Es ist den Sozialdemokraten hoch anzurechnen, dass sie sich als erklärte Europafreunde querstellen, um die sozialpartnerschaftlichen Standards der Schweiz zu verteidigen. Damit ist der Zielkonflikt zwischen wirtschaftlicher Öffnung und nationaler Selbstbestimmung nicht mehr zu übersehen. Er mag für die SP besonders heftig sein, betrifft aber letztlich alle Parteien, und daher täten auch sie gut daran, zum Trilemma Position zu beziehen. Was wäre daraus zu gewinnen? Anstatt weiterhin Alles-oder-nichts-Konflikte auszutragen, könnten innenpolitische Gegner einander zugestehen, dass jede Lösung zum vorliegenden Problem einen hohen Preis hat. Wer das Rahmenabkommen ablehnt, nimmt den Schaden für die Schweizer Wirtschaft und Wissenschaft in Kauf, und wer es befürwortet, die Schwächung der nationalen Souveränität und demokratischen Mitbestimmung. Gleichzeitig muss allen klar sein: Jeder weitere Aufschub erschwert eine Lösung. Das Beispiel der Briten soll uns als Warnung dienen, wie man endet, wenn man zu lange Trilemma tanzt: äusserlich zerzaust und innerlich zerrissen. Egal, wie sich die Schweiz zum Rahmenabkommen stellt – jede Überwindung des Trilemmas wird dem jetzigen Zustand vorzuziehen sein. Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.

Medienkritik

Wollt Ihr lieber
Protokolle und
Telegramme?



Michael Furger

Das Erzählen im Journalismus, neudeutsch Storytelling, ist gerade sehr unbeliebt. Das hat natürlich mit Claas Relotius zu tun, der erfundene Geschichten erzählt hat. Der Autor Lukas Bärfuss hat diese Woche in einem Essay im Online-Magazin «Republik» gefordert, dass Journalisten mit dem Geschichtenerzählen aufhören und sich auf das Vermitteln von Tatsachen beschränken sollen. «Storytelling macht Journalismus unsicher», schreibt er. Denn beim Erzählen verbinde man eine Auswahl von Tatsachen miteinander. Damit schaffe man «künstliche Gebilde». Das ist nicht falsch, nur beginnt Storytelling nicht erst bei ausschweifenden Beschreibungen und einer raffinierten Dramaturgie. Es ist eine journalistische Grundkompetenz mit einem neumodischen Namen. Gemeint ist: Zusammenhänge herstellen, Sachverhalte einordnen, erklären, mit Beispielen illustrieren – so wie es Bärfuss in seinem Essay tut. Journalisten haben die Aufgabe, Informationen in den Erfahrungsraum der Menschen zu übersetzen. Weil sie dies mit ihrem persönlichen Hintergrund tun und eine Auswahl treffen, ist jede journalistische Arbeit subjektiv und bis zu einem gewissen Grad künstlich. In einem Journalismus ohne Storytelling braucht es etwa keine Bundeshauskorrespondenten. Wer nur an Tatsachen interessiert ist, kann das Wortprotokoll der Ratssitzungen abdrucken. Der Matchbericht aus dem Stadion – er wäre nicht mehr möglich. Wie soll man 90 Minuten Fussballspiel zusammenfassen ohne eine Auswahl? Nur mit Telegrammen und Resultatetabellen. Das können Roboter erledigen. Und statt Wirtschaftsjournalisten anzustellen, würde man die Geschäftsberichte von Firmen in voller Länge publizieren. Der Verzicht auf Geschichten macht den Journalismus nicht sicherer, er macht ihn vor allem billiger. Bärfuss' Forderung ist am Ende ein Sparprogramm.

Michael Furger ist Leiter des Ressorts Hintergrund der «NZZ am Sonntag».

51 Prozent

Ein Zweiglein Rosmarin und viele Erinnerungen



Nicole Althaus

Ich koche. Das ist neu. Bisher habe ich einfach von Montag bis Freitag etwas zu Essen auf den Tisch gebracht. Weil man das als Mutter tun muss, mit Kleinkindern sogar mehrmals täglich. Doch heute habe ich eingekauft. Nicht nur die Lebensmittel, die ich seit Jahren vor Ladenschluss in den Einkaufswagen werfe, um die nächsten Tage über die Runde zu kommen, sondern all die Dinge, die ich für die Lasagne brauche, die mich an längst vergangene Winter-Schlittelaufritte erinnert. Und zwar vollständig, bis auf das letzte Kräutlein und Gewürz, das in den Tomatensugo gehört. Vor zwei Jahren habe ich die Rezepte meiner Kindheit von meinen Eltern in einer Box geschenkt bekommen. Der Milchreis, die

Nussrolle und die gebrannte Crème meiner italienischen Nonna sind ebenso dabei wie Rezepte meiner Grossmutter väterlicherseits und solche meiner Eltern. Einige leichte oder besser gesagt schnelle Gerichte habe ich bereits gekocht. Nicht aber das Filet an Morcheln, das mir mein Vater immer zu speziellen Anlässen zubereitet hat. Oder seinen Rehrücken mit selbstgemachten Spätzli, Rotkraut und caramelisierten Marroni, der in meiner Familie zum Herbst gehörte wie die farbigen Blätter an den Bäumen. Und die Lasagne eben, das Lieblingessen meiner Töchter und das Rezept, das wie kein anderes nach Kindheit schmeckt. Zugegeben, die Küche ist nicht mein Lieblingsort. Und Kochbücher habe ich zwar einige, konsultiere sie aber eigentlich nur der schönen Bilder wegen. Meine Geschicklichkeit, vorab aber meine Geduld, ist am Herd schnell überstrapaziert. Und Rezepte, für die man mehr als einen Topf und eine Bratpfanne braucht, standen bei mir unter Showküche-Verdacht. Das Lob, so lautete nämlich bisher meine Ausrede, bekommen sowieso stets die Männer, die den Sonntagskoch geben. Auch in den Fernsehkochshows sind

es stets sie, die irgendwelche Zutaten lässig in die Luft werfen. Der Rest der Woche dürfen dann die Frauen unspektakulär für die günstige Alltagsverpflegung sorgen, für die schnelle Omelette am Abend nach sechs Sitzungen im Büro oder die Stresspasta aus den gesammelten Resten des Kühlschranks. Nicht gern zu kochen, war für mich eine Form des Protestes. Ich distanzierte mich damit von der Küche als Ort, «wo Mutter hineinging und Essen herauskam», wie Eva Barlösius in ihrer «Soziologie des Essens» schreibt: Während Männer im Bürgertum nämlich bereits Ende des 16. Jahrhunderts für den Gaumenkitzel zuständig waren und Zugang zu gehobenen Kochausbildungen hatten, mussten die Frauen als schlecht bezahlte Haushaltshilfen den Hunger stillen. Bis heute ist Kür und Pflicht in der Küche in vielen Familien nicht wesentlich anders zwischen den Geschlechtern verteilt. Wie sehr Essen aber neben Geschlechtern auch mit Erbschaft und Abnabelung zu tun hat, ist mir durch meine emanzipatorische Herdverweigerung gar nicht bewusst geworden. Bis heute, da ich selber die Kochschürze umbinden muss, wenn ich will, dass

Heute muss ich selber die Kochschürze umbinden, wenn ich will, dass es nach Kindheit riecht.

es nach Kindheit riecht und die Rezepte meines Vaters und seiner Mutter nicht verloren gehen. Zwar steht darin nur, wie viel Rosmarin in den Sugo gehört, in welchem Verhältnis Butter und Mehl stehen, damit die Béchamelsauce gelingt, aber in den Stunden, in denen die Tomatensauce köchelt, sause ich noch einmal jauchzend zwischen Vaters Beinen auf dem Schlitten den Berg hinunter. Und nachdem ich die Lasagne in den Ofen geschoben habe, kommt die Tochter zur Tür hinein, schluckt die Tränen hinunter und sagt, es rieche nach Nonno. Die Küche ist eben nicht nur ein Ort, der die Geschlechter trennt, denke ich nach dem Essen beim Aufräumen, sondern auch einer, der Generationen verbindet. Irgendwann werde ich mich an den Rehrücken wagen. Aber dafür brauche ich noch sehr viel Übung. Denn am Tisch rätselten die Kinder, was der Lasagne wohl gefehlt hatte, denn an die ihres Grossvaters kam sie nicht heran. Das wird sie bestimmt nie, denke ich. Aber zu uns an den Tisch hat sie ihn trotzdem geholt.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».